

34. Dein Reich komme

Was empfinden wir, wenn wir um das Kommen des Reiches Gottes bitten? Vielleicht ist unsere Voraussetzung dabei, was der Dichter gelegentlich ausdrückt: „der ganzen Menschheit Jammer faßt uns an“ — und wir verdammen die Welt, wie sie ist. Uns stehen die furchtbaren Leiden und Qualen vor Augen, unter denen Menschen sterben müssen — und manchmal nicht einmal sterben können. Uns steht vor Augen, was es an Krankheiten und Unfällen gibt, aber auch, wie verbreitet die Dummheit ist und die Bosheit, und was Menschen in ihrer Verkehrtheit anderen Menschen im Krieg — aber auch im Frieden bereits — antun. Und von diesem Gesamtzustand unserer Welt wünschen wir uns eine umfassende und endgültige Erlösung. Wir sehnen uns nach einer Welt, die friedvoll, gerecht und gesund ist.

Aber um das Kommen des Reiches Gottes zu bitten, ist dann auch, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, für die Welt und für uns selbst eine gewisse Bedrohung. Wir können zwar einerseits sagen: Es geht mit dieser Bitte darum, daß die zer- und zerstörte Welt wieder heil werden soll und sie endlich so ist, wie sie im Ursprung gedacht war — aber genauso wäre zu sagen: Wenn es Ernst ist mit unserem Beten, dann müssen wir auch Verzicht auf sehr viel Bequemes und Unterhaltbares leisten, das gewiß nicht mit hinein in das Reich Gottes gehört. Ich kann mir jedenfalls schlechterdings nicht vorstellen, daß zum Reich Gottes auch Fernseher, Kraftfahrzeuge, das Internet und selbst die medizinischen Errungenschaften gehören. Diese Dinge passen ausschließlich in die bestehende gegenwärtige Welt, und man würde diese mit Hilfe jener Errungenschaften immer nur zum Reich Gottes umlügen können — wie es allerdings die Menschheit zunehmend auch tut.

Gewiß wird das Rad des Fortschritts niemand wieder zurückdrehen können oder nur wollen, und dennoch gibt es keinerlei Hinweis darauf, daß der zivilisatorische Fortschritt zugleich auch ein Fortschritt in der wirklichen Lebensqualität sein könnte. Sind die Menschen früherer Zeiten bemitleidenswert, weil ihre durchschnittliche Lebenserwartung kaum über die dreißig hinausging? Vielleicht haben sie dafür umso intensiver, umso erfüllter gelebt, war für sie alles schwergewichtiger, ernster, heiliger, größer, stand noch ganz anders unter einem ewigen Richtmaß — und haben sie wesentlich anständiger gelebt.

„Die Herrlichkeit der Erden/ muß Staub und Asche werden,/ kein Fels, kein Erz kann stehn./ Dies, was uns kann ergötzen,/ was wir für ewig schätzen,/ wird als ein leichter Traum vergehn.“ — Auf solche Gedanken kommt in unserer Gegenwart kaum jemand mehr — im Gegenteil, man schiebt solche Erwägungen als lebensabträglich beiseite. Die Ewigkeit rückt einem nirgendwo nahe, und sie soll es auch nicht. Für einen inzwischen mehr als doppelten Zeitraum ist das Leben recht hübsch und recht nett, und das will man genießen. Aber wenn diese Bedrohung des Schicksals und der Ewigkeit fehlt, steht andererseits auch nichts mehr — mit Plato zu reden — im Sturm: alles ist dünner, dünnblütiger, blutleerer geworden und insofern auch kleiner. Daß das Menschsein heute im allgemeinen und trotz aller Schwierigkeiten, wie sie jede Zeit kennt, weit angenehmer, als es in früheren Zeiten der Fall war, wird niemand bestreiten, aber ob das gegenwärtige Menschentum auch ein höheres ist, als die Menschentümer früher es waren, das sollten wir wohl besser gar nicht erst fragen.

Nun ist es ein eigenartiger Sachverhalt: Die Menschen der früheren Zeiten mit all ihrer Not, ihrem Leiden und gerade weil sie die Welt als ein Jammertal und das Leben als ein Elend begriffen und sich nach einer ganz anderen Welt und der Ewigkeit sehnten, besaßen noch Tiefe — sowohl der Empfindung als auch der Gedanken. Aus ihren Augen blickte eine Seele heraus, die von der Heiligkeit des Lebens, von Ernst und von Würde erfüllt war; und wenn dieses hier und da sicher auch nicht war, so fiel es dann doch doppelt schwer auf oder war jedem bewußt.

Unsere Gegenwart demgegenüber hat aus der Zeit und der Ewigkeit sozus. einen geschüttelten Cocktail gemacht. Die Unterhaltungen und Vergnügungen der Zeit haben für die Menschen geradezu Ewigkeitswert. Man sucht die Ewigkeit gar nicht woanders mehr als in der Zeit selbst und findet hier tatsächlich irgendeine Art Ewigkeit auch. Man findet das Unendliche im Endlichen

— man baut das Endliche unendlich auseinander und neu und anders wieder zusammen. Man wird in absehbarer Zukunft den Altersprozeß erheblich zu verzögern vermögen, man wird umgekehrt Menschen vor ihrer Entstehung schon planen — man wird nicht Kinder haben, so wie sie einem das Schicksal bestimmt, was Geschlecht und Anlagen betrifft, sondern Mütter werden gleichsam Designerkinder gebären — je nachdem mit mehr Intelligenz oder Sportlichkeit oder Schönheit oder am besten gleich alles zusammen. Und man wird dann nicht mehr einem Schöpfer, der über einem steht, auf Knieen zu danken vermögen, daß er einem ein lebendiges und gesundes Kind schenkte, man wird dieses Kind auch nicht mehr u.U. ein bißchen mehr lieb haben müssen, weil es an dem einen oder dem anderen Punkt zurücksteht hinter den andern, sondern es wird sich entwickeln, daß es seine Eltern noch weit überflügelt — und sein Schöpfer war nicht mehr Gott, sondern es waren menschlicher Wille und menschliches Können, die sich entsprechend auch nur noch selber zu feiern vermögen.

Manch einer ist froh, von dieser auf uns zukommenden neuen Welt nicht mehr allzuviel miterleben zu müssen — aber die meisten werden sich in kürzester Zeit in dieser Beziehung innerlich umdrehen lassen. In ihrer „schlechten Unendlichkeit“ (Zegel) — um die es sich handelt — wird aber diese Welt in Wahrheit auf eine Art primitiv und einfältig sein, daß sie es selbst gar nicht mehr wahrnehmen kann. Und ich habe manchmal sogar den furchtbaren Verdacht, daß tatsächlich nun Gott die Welt und die Menschheit sich selbst überläßt. Vielleicht auch, weil er alles, was er an Tiefe und Geist in ihr aufschließen konnte, lange schon aufschloß — sagen wir: in den etwa dreitausend zurückliegenden Jahren bis in etwa zum Ersten Weltkrieg. Und wie die Menschheit, die wirklich hochstehende Menschheit aus einem grauen Dunkel einmal hervorging, so geht sie nun, ohne es selbst noch zu merken, auch wieder in ein solches Dunkel zurück — nur daß er ihr selber wie der strahlend helle Tag vorkommen wird.

„Unser Vater im Himmel: Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme!“ — Nein, das Kommen des Reiches Gottes hat mit dem zivilisatorischen Fortschritt der Menschheit nicht das geringste zu tun — wie umgekehrt diese Menschheit der schönen neuen Welt und des Fortschritts über kurz oder lang mit dem eigentlichen Reich Gottes nicht das geringste mehr wird anfangen können.

Haben wir noch Kraft in den Herzen, um die Wahrheit, um die Treue zu einer ganz anderen Welt festhalten zu können? Dann entsteht für uns allerdings sogleich auch ein neues Problem; denn gerade wenn ich Gott in mir trage, wird die gottferne Welt mich nur umso mehr noch bedrücken. Gerade wenn sich mein Geist mehr und mehr klärt, muß mir die verworrene Welt nur umso unerträglicher werden. Gerade wenn ich für etwas erglühe und noch das Heilige kenne, das auch das Heilige ist, spüre ich die Kälte und die Profanität in meiner Umgebung. Gerade wenn ich mein eigentliches Zuhause erkenne, wird mir bewußt, daß ich mich in der tatsächlich bestehenden Welt in einem „Elend“, in einem „Ausland“, in einer Fremde befinde.

Der schon früher erwähnte Tschuang Tse hat einmal geschrieben: „Wenn die Quellen austrocknen und die Fische sich auf dem Trockenen zusammendrängen, die Mäuler einander nähern, um sich Feuchtigkeit zu geben, und mit ihrem Schleim einander netzen, so ist dieser Zustand lange nicht so gut, als wenn sie einander vergessen in Strömen und Seen.“ — Und ähnlich viel später Matthias Claudius auch: „Wir sind wie Fische auf dem Trocknen, aber es muß irgendwo für uns ein Ozean sein.“

Wer diesen Unterschied nachzuempfinden vermag, weiß noch verdoppelt, was die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes bedeutet: Es geht nicht allein darum, daß die Welt gerechter sein müßte, daß eine andere Sozialordnung hergestellt werden müßte, sondern es geht noch viel früher um die geistige Luft, die wir atmen, um den geistigen Raum, in dem wir uns bewegen und handeln. Und wer diese Sehnsucht nach dem Gottesreich kennt, der weiß i.ü. auch, weshalb selbst die Gotteskinder das Reich Gottes weder jemals erbauen noch jemals herbeibringen können. Sie können einfach nur das sein und das bleiben — unter was für Umständen auch immer — wozu Gott sie bestimmt hat — und i. Ue. hoffen, daß der heilige Geist immer noch da ist, wenn es dann tatsächlich eines Tages auf die große Reise und Fahrt gehen soll — daß es ihnen dann genauso geht wie dem Kaiser Rudolf II. Als der im Jahre 1612 sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu seinen Freunden: „Liebe Herren, als ich in meiner Jugend in Spanien war und mein Vater mit einem Botschafter

schickte, der mich in mein Vaterhaus zurückbringen sollte, da war ich so froh, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Wieviel mehr sollte ich jetzt nicht froh sein, da mich mein himmlischer Vater in das ewige und unvergängliche Vaterland heimbringen will!"

Jesus hat damals auf ein Kommen, auf eine Künftigkeit des Reiches Gottes gesetzt und gewartet. Aber das ist nur die eine Seite gewesen. Die andere war: Das Reich Gottes kann auch bereits Gegenwart sein. Wo Menschen zu Wahrheit und Freiheit gelangen, wo sie wahr und frei aufatmen können: wo sie die Zeit und die Ewigkeit, den Himmel und die Erde, Gott und sich selber in ihrer großen Zusammengehörigkeit aufgefaßt haben, da muß auch dieses Reich bereits Gegenwart werden. Und der vierte Evangelist später hat sich überhaupt ganz dieser Ueberzeugung verschrieben: daß wir in der Gemeinschaft mit Jesus jetzt schon das Leben Gottes in uns aufnehmen können. Er spricht denn auch beinahe überhaupt nicht mehr vom „Reich Gottes“, sondern nur noch vom „ewigen“ Leben, womit das eigentliche Leben gemeint ist; welches wir jetzt schon besitzen und welches uns an unserem Ende — das eben gar kein wirkliches Ende bedeutet — auch durch den Tod nicht mehr geraubt werden kann.

Doch, es gibt sie noch immer und wird sie auch geben, in denen der alte Geist — nein, der ewige Geist — lebt, auch wenn sie inzwischen wie Ueberbleibsel sind einer nicht mehr aktuellen Epoche, als weltfremd und lebensuntüchtig erscheinen, diese Fische, die da auf dem Trocknen als einem kaum zu ertragenen Provisorium leben, diese Kranken vor Heimweh, die sich nicht an die Fremde gewöhnen.

Aber gerade sie, und sie u. U. allein sind es, die da in der großen Nüchternheit stehen, die die Nüchternheit der Ewigkeit ist; die die Lage begreifen, wie sie in Wirklichkeit ist, und auf die insofern dann auch immer die eigentliche Hoffnung für die Menschheit sich richtet, die Hoffnung, die niemals auch ein noch so großer technischer Fortschritt einlösen wird, sondern immer nur das sich Gott und dem Mitmenschen aufschließende Herz.

24. September 2000